

JOSÉ CARRERAS

MIT MÄRIUS CAROL

Aus vollem Herzen

JOSÉ CARRERAS
MIT MÀRIUS CAROL

Aus vollem Herzen

ÜBER DAS GESCHENK DES LEBENS
UND DIE KRAFT DER MUSIK

Aus dem Spanischen von Karl A. Klewer

Siedler

Die spanische Originalausgabe erscheint 2011
unter dem Titel »A viva voz« bei Plaza & Janés, einem Verlag der Gruppe
Random House Mondadori, Barcelona.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Erste Auflage

Copyright © Märius Carol, 2011
Copyright © José Carreras, 2011
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg
Lektorat: Fritz Jensch, München
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany 2011
ISBN 978-3-88680-979-0

www.siedler-verlag.de

Inhalt

Vorwort: Wie in einem Spionageroman	7
1. Debüt an der Scala in einem Kostüm Giuseppe Di Stefanos	9
2. Der Mann, der sich in einem Rolls-Royce nicht wohlfühlte	19
3. Der kleine Junge, der in einem Vorstadtkino entdeckte, dass er Caruso sein wollte	31
4. Mario del Monaco und László Kubala an der Schlafzimmerwand	45
5. Der Chemiker, auf den die Kosmetikindustrie verzichten musste	59
6. Fünfundzwanzig Jahre und dreihundert gemeinsame Auftritte mit Montserrat Caballé	85
7. Der Traum, in New York zu singen, und das Erwachen als Cavaradossi an der Metropolitan Opera	93
8. Karajan und die Rolle des Radames in <i>Aida</i>	101
9. Der Abend, an dem Bernstein sang: »I'll never stop saying Carreraaaas ...«	111
10. Die Macht des Schicksals bricht in die Dreharbeiten zu <i>La Bohème</i> ein	121
11. Rachmaninows zweites Klavierkonzert als Hintergrundmusik im Krankenhaus von Seattle	151

12. Ode an das Leben	171
13. Spontane Huldigung durch Plácido Domingo in der Pause von <i>Fedora</i>	179
14. Drei Tenöre, die mit fotokopierten Geldscheinen Poker spielten	189
15. Andrew Lloyd Webber, ein olympischer Freund fürs Leben	201
16. Mozarts <i>Requiem</i> in Sarajevo mit Kanonendonner im Hintergrund	209
17. Ein Konzert in Angkor Wat, dem größten je gebauten Tempel	215
18. Vom Marathon in Barcelona zum Leipziger Spenden- marathon oder Der lange Marsch der Solidarität	223
19. Der erste Fanclub des Tenors wurde am Fuß des Fudschijama gegründet	247
20. Die Einsamkeit des Torwarts vor dem Strafstoß und die des Tenors vor der Arie	257
21. Sinatra auf dem iPod, Di Stefano im Badezimmer und Johannes Paul II. in der Erinnerung	267
22. Statt Frühstück bei Tiffany Kutteln im Lokal Bosquet in Sants-Montjuïc	277
Preise und Auszeichnungen	301
Bildnachweis	303

Vorwort: *Wie in einem Spionageroman*

Kennengelernt haben wir beide einander, als wir uns einen Anzug anmessen ließen. Es war fast wie in John Le Carrés Spionageroman *Der Schneider von Panama*, bei dem im Anproberaum des Schneiders Pendel Machenschaften geplant werden. Zwar wusste der eine, wer der jeweils andere war, aber da man uns nie vorgestellt hatte, begrüßten wir einander mit gemessener Höflichkeit. Immerhin ist eine Begegnung in einem solchen Anproberaum peinlich, weil man halb ausgezogen – oder, wenn man es lieber so herum sagen möchte, nur halb angezogen – ist. Als der Zufall es wenige Tage später wollte, dass wir einander erneut begegneten, diesmal in einer Cafeteria in Barcelona, kamen wir zu dem Ergebnis, das Schicksal habe uns wohl deshalb erneut zusammengeführt, damit wir einander näher kennenlernten. Im Verlauf einer zwanglosen Unterhaltung entdeckten wir nicht nur unsere Leidenschaft für Fußball, exzessive Zeitungslektüre und das gemeinsame Interesse an Musik, sondern auch, dass wir beide aus Barcelona stammten, im Sternzeichen Schütze geboren waren und etwas für Ironie übrig hatten. Als ob das nicht genügte, hatten wir auch einige gemeinsame Bekannte, unter ihnen Arcadi Calzada, der wenige Wochen später in einem Restaurant in der Nähe des Hafens eine Abendgesellschaft ausrichtete, bei der wir einander erneut begegneten. Es lässt sich nicht leugnen, dass der Abend sehr angenehm und vor allem ausgesprochen unterhaltsam verlief und wir jeden Augenblick genossen.

Einige Monate später kamen wir auf die Idee, gemeinsam die Erinnerungen von José Carreras niederzuschreiben, und wir vereinbarten, uns dafür so oft zu treffen, wie es nötig war. Die dazu erforderliche Abstimmung unserer Terminkalender war alles andere als einfach. Wir trafen einander rund dreißigmal und danach noch einige Male, um den Text durch-

zugehen und zu glätten. Außerdem begegneten wir uns bei Konzerten und Benefizgalas, haben uns im Stadion ein Spiel unseres Vereins FC Barcelona angesehen oder uns in einem beliebten Lokal des Stadtviertels Sants getroffen.

Das Ergebnis ist das vorliegende Buch mit dem Titel *Aus vollem Herzen*. Es gestattet einen Blick auf das Leben des Sängers José Carreras, legt aber zugleich auch Zeugnis von der Bemühung eines Mannes ab, der alles tut, um in seinem Traumberuf erfolgreich zu sein, von seinem Kampf gegen Widrigkeiten und davon, wie ein Mensch über sich hinauszuwachsen vermag.

Darüber hinaus liefert der Text einen Beleg für die Bedeutung des Wortes, denn in den zwei Jahren, in deren Verlauf wir regelmäßig zusammentrafen, um miteinander zu sprechen, hat sich eine wunderbare persönliche Beziehung herausgebildet, die die Zusammenarbeit erleichtert hat. Möglich wurde das durch die Wertschätzung, das Vertrauen und die Achtung, die wir einander entgegengebracht haben. Unser gemeinsamer Bekannter Umberto Eco hat einmal geschrieben, die Welt sei voller großartiger Bücher, die niemand liest. Mit diesen Erinnerungen wollten wir ein aufrichtiges Buch herausbringen, von dem wir hoffen, dass es gelesen wird, denn es lassen sich einige Lehren daraus ziehen. Die entscheidendste von ihnen ist die, dass man die Hoffnung nie aufgeben darf und sich dafür jeden Tag bemühen muss, ein besserer Mensch zu werden.

José Carreras

Màrius Carol

1.
Debüt an der Scala in einem Kostüm
Giuseppe Di Stefanos

Es war zwei Uhr nachmittags, als der achtundzwanzigjährige José Carreras die Mailänder Scala durch den Künstlerausgang in der Via Filodrammatici verließ. Bevor er den Platz überquerte, warf er voll Stolz einen Blick auf das Plakat an der Fassade des Gebäudes, das Verdis Oper *Ein Maskenball* ankündigte, mit ihm in der Rolle des Riccardo, den er an der Seite von Montserrat Caballé als Amelia und Renato Bruson als Renato singen würde. Trotz der wärmenden Wintersonne überlief ihn unwillkürlich ein Kälteschauer, doch er ließ sich nicht davon einschüchtern, dass sich einen flüchtigen Augenblick lang ein Abgrund vor ihm aufzutun schien. Er schlug den Mantelkragen hoch, atmete tief durch und ging mit festem Schritt in Richtung auf den Palazzo Marino weiter. Sein Ziel war die Via degli Omeoni. Dort wohnte der Tenor Giuseppe Di Stefano, ein Opernstar, den er schon seit Kindertagen zutiefst bewunderte. Dieser hatte ihm während einer Probe eine Mitteilung geschickt und ihn zu sich eingeladen, um dort liebevoll zubereitete Spaghetti zu essen und eine Weile zu plaudern, ohne auf die Uhr sehen zu müssen. Am Denkmal Leonardo da Vincis in der Mitte des Platzes, vom Bildhauer mit besorgten Zügen dargestellt, kam Carreras der Gedanke, dass der Ausdruck seines Gesichts so ähnlich sein müsse, stand er doch vor seinem Debüt am für den Belcanto bedeutendsten Ort der Welt. Die Empfindungen überwältigten ihn: In wenigen Tagen würde er zum ersten Mal im Opernhaus aller Opernhäuser auftreten, und außerdem hatte ihm sein Vorbild als Zeichen persönlicher Zuneigung und beruflicher Hochachtung die Tür seiner Wohnung geöffnet.

Di Stefano bewohnte mit seiner Gattin Maria, einer attraktiven Amerikanerin, und den Kindern die erste Etage eines hochherrschaftlichen Hauses. Die große Wohnung war elegant mit klassischen Möbeln eingerichtet,

im Salon standen große weiße Sofas und ein Flügel. Außer dem einen oder anderen Plakat von früheren Auftritten in Mexiko und den Vereinigten Staaten, einer Goldenen Schallplatte und einer kleinen Auswahl von Preisurkunden gab es kaum Hinweise auf die von zahlreichen Erfolgen gekrönte lange Laufbahn des Hausherrn. Augenscheinlich sah er in der Wohnung nicht den Tempel zur Verherrlichung seines Ruhmes, sondern das Heim seiner Familie, die er innig liebte.

Als er öffnete, begrüßte er den Besucher überschwänglich. Er half ihm, Mantel und Schal abzulegen, und führte ihn, den Arm freundschaftlich um die Schulter gelegt, in die Wohnung, um ihn vorzustellen. Noch heute erinnert sich Carreras an die Herzlichkeit seines Gastgebers (»Sag Pippo zu mir!«) wie auch an den Wohlgeschmack der *spaghetti con pomodoro e basilico*, wozu Di Stefano eine Flasche Wein aus dem Piemont entkorkte, der Tote hätte aufwecken können. Während der Mahlzeit plauderten sie so angeregt miteinander, als seien sie alte Freunde.

Carreras hatte sich gleich nach dem Betreten der Wohnung so wohlgefühlt, dass er sich beim Kaffee nicht scheute, den Älteren um einen Rat bei etwas zu bitten, das ihm keine Ruhe ließ: Einer der ersten Sätze des Riccardo in *Ein Maskenball* lautet »Amici miei ... soldati. E voi del par diletti a me«, und Carreras klagte, dass er unzufrieden sei, wie dieses »del par« bei ihm herauskomme. Di Stefano hörte ihm aufmerksam zu wie ein Arzt, dem ein Patient sein Leiden vorträgt, und antwortete mit einem leichten Lächeln: »Da brauchst du dir überhaupt keine Sorgen zu machen, José. Weißt du auch, warum? Weil die Stelle nie gut rauskommt.« Er hätte ihm ohne Weiteres einen Rat geben können wie ein Meister seinem Schüler, hätte ihn auffordern können, sich darauf zu konzentrieren, die Töne dicht am Rand der Maske zu singen, der Stimme vom Zwerchfell aus Nachdruck zu geben und sich vorzustellen, sie komme nicht zum Mund, sondern zum Nacken heraus, und Carreras wäre von ihm noch ein wenig faszinierter gewesen, als er es vor seinem Besuch bei ihm ohnehin schon war. Doch der Star hatte es vorgezogen, die Sache herunterzuspielen, dem jungen Kollegen Vertrauen einzuflößen, ihn wie jemanden zu behandeln, der schon wissen würde, wie er seine Schwierigkeit lösen könnte. Ihm war nur allzu bewusst, dass es für einen Sänger nichts Schlimmeres gibt, als

sich von einer als kompliziert empfundenen Stelle verrückt machen zu lassen.

Di Stefano war eben auch ein Meister im Umgang mit Menschen.

Ich war wohl elf Jahre alt, als mir meine Eltern einen Kofferplattenspieler kauften, und zwar in einem Elektrogeschäft in der Calle Pelayo. Eine meiner ersten Platten war eine 33er-LP von *His Master's Voice* mit von Giuseppe Di Stefano gesungenen neapolitanischen Liedern. Es waren auf jeder Seite fünf, unter ihnen »O sole mio«, »Core 'ngrato« (Undankbares Herz), »Torna a Surriento« (Sieh doch das Meer) und »Santa Lucia«. Ich hörte sie mir immer wieder an, weil mich begeisterte, mit wie viel Gefühl er sang. Fünf Jahre später konnte ich ihn im Liceu, dem Opernhaus meiner Heimatstadt Barcelona, in der Rolle des Riccardo in Verdis *Ein Maskenball* hören. Mich faszinierte nicht nur die Art seines Gesangs, sondern auch, wie er es verstand, sich in die von ihm dargestellte Person einzufühlen. Von jenem Tag an nahm meine Bewunderung immer mehr zu, und während der Jahre, in denen ich bei Francisco Puig Gesang studierte, der auch schon den unter dem Vornamen Giacomo bekannt gewordenen Jaume Aragall unterrichtet hatte, hörte ich mir zu Hause immer wieder voll Begeisterung neue Aufnahmen Di Stefanos an und malte mir dabei aus, wie dieser das wohl auf der Bühne darstellen mochte. Durch Giuseppe de Tomasi, der 1970 Verdis *Nabucco* am Liceu inszeniert hatte, wie auch Lluís Andreu, den damaligen stellvertretenden Direktor des Liceu, ermuntert, nahm ich im Jahre 1971 am Internationalen Gesangswettbewerb von Busseto teil. Andreu hat mich sogar dorthin begleitet, um mich moralisch zu unterstützen.

Nicht nur hatte ich das Glück, diesen für junge Opernsänger ausgeschriebenen Wettbewerb zu gewinnen, irgendjemand hatte auch Di Stefano empfohlen, sich die Endausscheidung anzuhören, da dabei ein junger Tenor aus Barcelona singen werde, dessen Stimme der seinen zu Anfang seiner Opernlaufbahn unglaublich ähnlich sei. Als uns die Organisatoren vor dem letzten Tag mitteil-

ten, der berühmte Sänger sei nicht nur selbst anwesend, sondern werde uns auch begrüßen und einige Worte an uns richten, steigerte sich meine Nervosität zu einer fürchterlichen Angst – es waren zu viele Empfindungen für so wenige Stunden. Der Zufall wollte es, dass ich die Arie des Riccardo sang, die ich von Di Stefano im Liceu gehört hatte und mit der ich vier Jahre später in der Mailänder Scala debütieren sollte, wo er, mein Idol, im Parkett sitzen würde. Ich war ganz aufgeregt, als ich ihn aus seinem eindrucksvollen Rolls-Royce steigen sah, gab ihm zitternd die Hand, und er sprach mir Mut zu. Er hatte keinerlei Starallüren und war weder herablassend noch eingebildet – ganz im Gegenteil: Er wirkte ausgesprochen liebenswürdig und umgänglich. Ich erinnere mich, dass er mir sagte, mit meiner Stimme und meiner Art zu singen könne ich es weit bringen, und hinzufügte: »Tieni duro.« Damit meinte er, ich solle unbedingt auf das achten, was immer unerlässlich sein würde, nämlich beharrlich bleiben und nicht lockerlassen.

Zwei Tage vor der Premiere von *Ein Maskenball* an der Scala fand die Generalprobe in Anwesenheit Di Stefanos statt. Die Stelle »del par« gelang, und Carreras brachte den ersten Akt zu seiner vollen Zufriedenheit hinter sich. Doch dies Hochgefühl schwand bald, als es mit einem Mal an die Tür seiner Garderobe klopfte und er Pippo mit bedenklicher Miene davor stehen sah. Er fürchtete, die Stelle, für die ihm Di Stefano keinen Rat hatte geben wollen, habe diesem nicht gefallen. In Wahrheit aber ging es um etwas gänzlich anderes: »José, du kannst unmöglich in diesem Kostüm als Riccardo an der Scala debütieren. Hast du nicht gemerkt, dass du darin aussiehst wie das Michelin-Männchen?« Carreras erklärte, es sei das Kostüm, das er von der Gewandmeisterei des Hauses bekommen habe, weil man dort kein anderes habe. Es sei für Giorgio Merighi angefertigt worden, der eine Hand breit größer war als er und hundert Kilo wog. Obwohl sich der Theaterschneider bemüht hatte, es hier und da ein wenig abzunähen und die Hosenbeine zu kürzen, sah der junge Sänger darin zum Erbarmen aus. Aber was ließ sich machen? Di Stefano erklärte, er wisse Rat. »Komm morgen zu

mir, dann wollen wir sehen, ob wir was Passendes finden.« Als sich Carreras dort einstellte, führte ihn Pippo sogleich in sein Ankleidezimmer, wo sich Carreras ein spektakulärer Anblick bot: Vor ihm hingen fünfzig (oder waren es sechzig?) Kostüme für alle Rollen, die der sizilianische Tenor im Lauf seiner langen Opernkarriere verkörpert hatte. Als kenne er die Reihenfolge auswendig, in der sie angeordnet waren, ging er in eine Ecke und holte mit triumphierender Geste den Kleiderbügel mit dem Kostüm Riccardos hervor. »Das ziehst du morgen an.« Carreras musterte das Kostüm, das sich in erstklassigem Zustand befand, und brachte lediglich heraus: »Danke, vielen Dank, Maestro.«

Es hatte mich mit großer Befriedigung erfüllt, dass mir der Star, den ich von klein auf verehrte, beim Gesangswettbewerb von Busseto Mut gemacht hatte, und als er mir vier Jahre später auch noch das Kostüm überließ, in dem er 1957 an der Scala an der Seite von Maria Callas gesungen hatte, war ich sprachlos. Während ich damals in Busseto unter anderem mit einer der Arien aus *Ein Maskenball* gewonnen hatte, sollte ich jetzt in Mailand die vollständige Rolle im besten aller Opernhäuser singen. Ich konnte nicht glauben, wie mir geschah. Dort singen zu dürfen war das Ziel meiner Träume gewesen, und das noch dazu an der Seite Montserrat Caballés tun zu können, war einfach wunderbar. Dadurch, dass mich Di Stefano unter seine Fittiche nahm, war ich im siebten Himmel.

Ich werde das Datum nie vergessen: Es war der 13. Februar 1975. Zwar war mir bewusst, dass ich alles geben musste, doch konnte ich nicht einschätzen, ob das für ein so sachkundiges und anspruchsvolles Publikum genügen würde. Ich war ein junger Tenor, der im Vorjahr an drei großen Häusern jeweils zum ersten Mal aufgetreten war, nämlich an der Wiener Staatsoper als Herzog von Mantua in *Rigoletto*, im Londoner Opernhaus Covent Garden als Alfredo in *La Traviata* und an der New Yorker Metropolitan Opera als Cavaradossi in *Tosca*. Doch die Scala war etwas ganz Besonderes, damals noch mehr als heute. Als mir die Musiker bei der ersten

Orchesterprobe nach der ersten Arie applaudierten, fühlte ich mich sicherer. Ich erinnere mich, dass das Publikum bei meinem Debüt am Ende der Auftrittsarie in Beifall ausbrach, und sogar das gewünschte »del par« gelang mir. Meine Nervosität legte sich nach und nach beinahe unmerklich, und ich gewann langsam den Eindruck, dass das mein großer Abend werden könnte. Das Mailänder Publikum ist nicht leicht zu gewinnen und verhält sich bei Rollen, die für italienische Tenöre geschrieben zu sein scheinen, gewöhnlich besonders kritisch, doch ging bei mir glücklicherweise alles glatt. Kurz vor dem letzten Bild, als sich Riccardo darauf freut, seine geliebte Amelia wiederzusehen, erfüllten mich die Bravorufe aus dem Saal mit tiefer Befriedigung. Sie waren sogar so laut, dass ich einige Augenblicke lang das Orchester nicht hören konnte. Mein Auftritt an diesem Abend war ein Erfolg, wie ich ihn nie zuvor erlebt hatte. Die Kritiker waren ebenso begeistert wie das Publikum, und ehrlich gesagt hat mich überwältigt, was sie über mich schrieben. Sonderbarerweise erwähnten sie sogar das Kostüm, das mir Di Stefano für die Vorstellung überlassen hatte, in dem Fachleute wie Publikum eine Art Glücksbringer zu sehen schienen. Nach diesem Triumph eröffneten sich mir weitere Möglichkeiten, die mich zu neuen Horizonten führten. Beispielsweise ergab sich die Möglichkeit, mit einer der größten musikalischen Legenden des 20. Jahrhunderts zusammenzuarbeiten, nämlich dem Dirigenten Herbert von Karajan.

Der Triumph seines ersten Auftritts an der Scala wiederholte sich an den fünf Abenden, an denen er in jenem Februar dort sang. Karajans Mitarbeiter André Mattoni und Peter Busse, die sich unter dem Premierenpublikum befunden hatten, waren von der Leistung des jungen katalanischen Tenors so tief beeindruckt, dass sie den Maestro gleich anschließend anriefen, um ihm das mitzuteilen und ihm nahezu legen, er solle sich, wenn er eine Möglichkeit dazu habe, Carreras selbst anhören. Da Karajan seinen Mitarbeitern blind vertraute, fragte einige Monate später sein Manager Emil Jucker bei Carlos Caballé, der Carreras geschäftlich vertrat,

an, ob dieser für April 1976 freie Termine habe, da Karajan ihn gern für den Tenorpart in Verdis *Requiem* bei den Salzburger Osterfestspielen engagieren würde.

Dieses Angebot stimmte mich euphorisch. Nichts hätte mich nach meinem Debüt an der Mailänder Scala glücklicher machen können als die Möglichkeit, unter Herbert von Karajan zu singen. Dabei ging es nicht nur um das *Requiem*, ich sollte auch einige Monate später in Verdis *Don Carlos* die Titelrolle übernehmen. Auch das war wieder wie ein Traum. Als ich den Maestro zwanzig Minuten vor der Orchesterprobe für das *Requiem* begrüßen konnte, beeindruckte mich der intensive Blick seiner leuchtend blauen Augen. »Ich hoffe, dass Sie Ihren Part vollständig beherrschen«, sagte er. Schüchtern bestätigte ich das. Rechts von mir standen die Sopranistin Montserrat Caballé und die Mezzosopranistin Fiorenza Cossotto, links der andere männliche Solist, der Bariton José van Dam, hinter uns der Chor und zwischen den vollzähligen Berliner Philharmonikern und uns, kaum einen Meter von mir entfernt, Karajan – und in Verdis *Requiem* muss der Tenor als Erster singen! Das Lampenfieber am Tag meines Debüts in Mailand war nichts verglichen mit dem, was ich damals in Salzburg empfand. Die Anspannung war unerträglich, zumal ich nicht genau wusste, was die von mir förmlich vergötterte lebende Legende Herbert von Karajan, dessen Persönlichkeit mich zutiefst beeindruckte, von mir erwartete.

Karajan hatte Carreras am Vortag in dessen Hotel angerufen, ihn in Salzburg willkommen geheißen, ihm Einzelheiten über einige Stellen der Partitur gesagt und ihn für den nächsten Morgen um zehn Uhr zur Probe bestellt. Sicherheitshalber hatte Carreras sich die Zeitangabe wiederholen lassen, und wie sich zeigte, hatte er richtig verstanden: Die Probe sollte in der Tat zu dieser frühen Stunde stattfinden. Für einen Opernsänger, der es gewohnt ist, am späten Abend zu singen, ist das äußerst anstrengend. Gewöhnlich entspannte sich Carreras im Bett noch ein wenig, indem er ein Buch las, bis er einschlief. Mithin begann er seinen Nachtschlaf erst in den

frühen Morgenstunden und hatte sich daran gewöhnt, aufzuwachen, wenn sein Körper befand, dass er genug geschlafen hatte. Zwar war es wegen der Reisen und der Interviews nicht immer möglich, bis weit in den Vormittag im Bett zu bleiben, aber so früh bei Stimme sein zu müssen, und noch dazu mit den Berliner Philharmonikern unter Karajan in Salzburg, war in seinen Augen eine Herausforderung.

Ich stand viel früher auf, als sinnvoll gewesen wäre. Schon um sechs Uhr machte ich Geläufigkeitsübungen, probierte meine Stimme aus und ging meinen Part noch einmal durch. Ich bestellte mir das Frühstück aufs Zimmer, brachte aber kaum etwas herunter, da ich ein Grummeln im Bauch verspürte. Mich quälte die Vorstellung, dass ich nicht meine beste Form erreichen könnte und Karajan bei den Salzburger Festspielen auf mich verzichten würde. Da es von meinem Hotel zur Hofstallgasse 1 nicht weit war, traf ich lange vor der festgesetzten Zeit am Festspielhaus ein. Als der Maestro erschien, trat absolute Stille ein. Offensichtlich war er guter Stimmung. Er begrüßte uns alle mit freundlichen Worten, hieß mich als Künstler in Salzburg willkommen und wünschte mir Glück. Nach dieser Einleitung begann die Probe. Noch mehr Sorgen als die Herausforderung, als Erster singen zu müssen, machte mir die Tatsache, dass diese Passage äußerst anspruchsvoll ist – und prompt trat das Schlimmste ein, was geschehen konnte. Ich war so nervös, dass ich, als ich das »Kyrie eleison« anstimmen sollte, keinen einzigen Ton herausbrachte und mich damit begnügte, die Lippen im Rhythmus der Musik zu bewegen, ohne meine Stimme zu benutzen. Ich nahm an, nun wäre alles vorbei, doch Karajan blieb gelassen. Ich fürchtete sogar, dass damit der für den Sommer vorgesehene *Don Carlos* ins Wasser fallen würde, und war nach der Probe äußerst beunruhigt. Doch der Dirigent, der mit uns Italienisch sprach, schien meinem Versagen keine Bedeutung beizumessen und bestellte uns für den folgenden Tag wieder zur Probe. Nicht nur das – kurz darauf meldete sich im Hotel ein Schneider, der mir für das Kostüm des Don Carlos Maß nehmen sollte, was mich sehr beruhigte. Die nächste Probe war für zehn Uhr morgens angesetzt worden, und

Fiorenza, eine Frau mit einer ausgeprägten Persönlichkeit, hatte vor sich hin gemurmelt: »Warum nicht schon um neun?« Karajan fragte sie, ob es Schwierigkeiten gebe. Überrascht gab sie zurück, sie habe die Absicht, schon um sieben Uhr im Festspielhaus zu erscheinen, um Stimmübungen zu machen.

Die Probe am nächsten Tag verlief besser, und die Aufführung am 13. April 1976 war ein außerordentlicher Erfolg. Die Kritik erklärte, niemand habe die Stelle »hostias et preces« je so gesungen wie ich bei dieser Gelegenheit. Von da an bestand zwischen Karajan und mir eine außergewöhnliche Beziehung. Bei aller anfänglichen Distanz war er nach näherer Bekanntschaft umgänglich, sympathisch und von freundlicher Spottlust. Ich bin überzeugt, dass er in mir einen jungen Sänger sah, dessen Stimmmaterial er mitformen könnte. In Karajans Gegenwart hatte ich das Gefühl, vor einem Genie zu stehen, das ausschließlich für mich dirigierte. Ich habe mich stets außergewöhnlich frei und sicher gefühlt, wenn er mich von seinem Pult aus meisterhaft begleitete. Den treffendsten Satz über ihn habe ich von Mirella Freni gehört: »Unter Karajan zu singen ist so, wie in einem bequemen Bett zu schlafen.«

Im Verlauf von vierzehn Monaten hatte der knapp dreißigjährige José Carreras an der Mailänder Scala und mit Herbert von Karajan bei den Salzburger Osterfestspielen Triumphe gefeiert. Von da an begannen die großen Opernhäuser der Welt, sich um ihn zu reißen. Ein neuer Stern war am Opernhimmel aufgegangen, und überall wollte man ihn auf der Bühne sehen. Der Aufstieg war rascher erfolgt, als er es sich selbst vorgestellt hatte. Oft kam ihm in den Fünfsternehotels, in denen er abstieg, der Gedanke, dass er ein Glückskind und der im Islam als *baraka* bezeichneten Segenskraft teilhaftig war. Immer wieder musste er an das denken, was seine Mutter Antònia Coll in einem Gespräch gesagt hatte, das er als Achtzehnjähriger im Oktober 1965 in der elterlichen Wohnung mit ihr geführt hatte – wenige Tage vor ihrem Tod: »Kämpfe für das, woran du glaubst. Du bist zum Singen geboren. Aber nimm dir keine Opern vor, die zu anspruchsvoll für dich sind.« Von Anfang an war sie fest davon überzeugt gewesen, dass er eines Tages ein von allen bewundertes Tenor sein werde, hatte immer an ihn geglaubt und

in ihrem Friseursalon bis spät in den Abend gearbeitet, damit er bei guten Lehrern Unterricht nehmen konnte. Noch in der Stunde, in der sie von der Welt Abschied nahm, schien ihr nichts mehr am Herzen zu liegen als die Karriere ihres jüngsten Sohnes José – die beiden älteren waren bereits verheiratet, und ihr Leben verlief in festen Bahnen.

Als ich zum ersten Mal im Liceu auftrat, dachte ich an die Worte meiner Mutter, an die großen Opfer, die sie gebracht hatte, damit ich diesen Augenblick erleben konnte, und wie stolz sie wäre. Auch als ich nach dem Debüt an der Scala in mein Zimmer im Hotel Marino zurückkehrte, erinnerte ich mich voll Rührung an ihren Rat. Dieser Augenblick ist mir jedes Mal ins Gedächtnis gekommen, wenn ich auf meinem Weg eine neue Herausforderung bewältigt hatte, so als stehe sie hinter mir und ermuntere mich von wer weiß woher.

2.
*Der Mann, der sich in einem Rolls-Royce
nicht wohlfühlte*

Nachdem José Carreras 1993 im Palast von Hampton Court südlich von London einige Konzerte gegeben hatte, schenkte ihm einer der Sponsoren der Veranstaltungsreihe einen offenen blauen Rolls-Royce Corniche. Als Carreras seine Kinder Albert und Júlia mit diesem Luxuscabrio von zu Hause abholen wollte, war sein Sohn von dem ausgefallenen Wagen, der da vor dem Haus stand, völlig verwirrt. »Steigt ein, dann könnt ihr sehen, wie das ›Vögelchen‹ (die geflügelte Kühlerfigur) verschwindet, wenn ich auf einen Knopf drücke.« »Papa, das ist nichts für uns. Ich geniere mich, in so ein Auto zu steigen«, teilte ihm der Junge mit. Carreras lachte bei diesen Worten seines Erstgeborenen und sah ihn zugleich verständnisvoll an. »Hast recht, es ist zu protzig. Wir werden es umtauschen.« Er ließ den Wagen stehen und ging mit den Kindern zu Fuß weiter. Schon wenige Tage später verschwand das Auto aus dem Leben der Familie; es wurde verkauft, ohne mehr als rund hundert Kilometer gefahren zu sein.

Nichts könnte das Wesen von José Carreras anschaulicher beschreiben als diese Anekdote. Zwar ist er stolz auf sich und den privilegierten Platz, den er dank seiner herausragenden Stimme und seiner persönlichen Anstrengung und Beharrlichkeit erreicht hat, aber überflüssiger Luxus, entbehrliche Nichtigkeiten und flüchtige Freundschaften lassen ihn kalt. In dem Arbeiterviertel, in dem er aufgewachsen ist, wurde ein Mensch nach seinem Charakter und Verhalten beurteilt, Äußerlichkeiten spielten dabei keine Rolle. Das hat er nie vergessen. Nach wie vor kann man ihn in der Straße sehen, in der er geboren wurde, da er dort einmal im Monat mit seinen Freunden aus der Kinderzeit in einem bescheidenen Lokal zusammenkommt, um sich an seine Anfänge zu erinnern und jene Welt

nicht aus den Augen zu verlieren. Er hat viel Geld verdient, aber nie vergessen, wo er herkommt, um seine Identität nicht zu verlieren.

Bei einer anderen Gelegenheit wartete er in Paris auf den Wagen, der ihn am Hotel abholen und zu einer Schallplattenaufnahme in ein bekanntes Studio bringen sollte. Als man ihm mitteilte, der Fahrer habe angerufen, er werde später kommen, weil er im Stau stecke, bat Carreras' Mitarbeiter den Portier, ein Taxi zu rufen. Schon wenige Minuten später stand eines vor der Tür, doch als man dem Fahrer sagte, dass er zu jener verkehrsreichen Stunde quer durch die ganze Stadt würde fahren müssen, versuchte er sich dem Auftrag mit Ausreden zu entziehen und empfahl den beiden, lieber einen Bus und die U-Bahn zu nehmen, weil sie dann nicht nur früher ans Ziel kämen, sondern es außerdem weniger kosten werde. Daraufhin empörte sich Carreras' Mitarbeiter und teilte dem Taxifahrer mit: »Hören Sie, wenn wir wollten, könnten wir Ihnen Ihr Taxi abkaufen, also fahren Sie uns bitte, so schnell es geht.«

Als der Taxifahrer daraufhin mit offenem Mund dastand, scherzte Carreras: »Was mein Freund sagen wollte, ist, dass ich Millionen ... Freunde habe.«

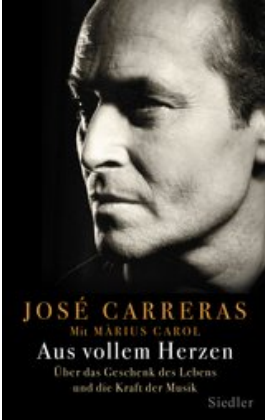
Im Laufe seines Lebens ist José Carreras vielen Angehörigen des Adels wie auch einer großen Zahl von Stars begegnet, ohne sich davon sonderlich beeindruckt zu lassen. »Aus der Nähe erkennt man, dass kein großer Unterschied zwischen einem König und einem Angehörigen des einfachen Volkes besteht und nicht Titel oder Geld das Entscheidende sind, sondern Würde und Menschlichkeit. Ich bin Fürsten begegnet, die mir nicht das Geringste bedeutet haben, und Leuten auf der Straße, von denen ich viel gelernt habe«, sagt Carreras. Aus diesem Grund bereitet es ihm auch weit mehr Genuss, mit Freunden ein Fußballspiel anzusehen oder mit seiner Familie zu Hause zu essen, als mit hochstehenden Persönlichkeiten in einem Palast zusammenzukommen oder zu einem offiziellen Empfang zu gehen, bei dem Häppchen gereicht werden.

Zu den unterhaltsamsten Tagen, an die er sich erinnern kann, gehört der Junggesellenabschied seines Sohnes Albert, zu dem die beiden mit drei Freunden Josés und einigen Freunden seines Sohnes nach Las Vegas geflogen sind, um dort im Hotel Bellagio zu feiern. Diese Tage des kame-

radschaftlichen Beisammenseins mit seinen besten Kollegen hat er auskostet. Einer der Scherze, die sie ausheckten, war, dass sie Albert für den Besuch des Programms »O« des Cirque du Soleil in einen blauseidenen Smoking steckten, wozu er ein Hemd mit Spitzenjabot und eine auffällige Fliege trug, während die Übrigen im korrekten schwarzen Anzug, mit dunkler Brille wie Chico Martini und einem Funksprechgerät am Jackettaufschlag wie im Film *Men in Black* auftraten. Als Albert in diesem Aufzug in Begleitung eines halben Dutzends vermeintlicher Leibwächter erschien, waren alle im Hotel überzeugt, er müsse der Sohn eines Scheichs oder ein junger russischer Multimillionär sein. Angesichts des Aufsehens, das der Auftritt erregte, wurde der junge Mann rot, und seinen Begleitern entging nicht, dass er vor den neugierigen Blicken und dem Getuschel des Hotelpersonals am liebsten im Boden versunken wäre.

José Carreras schätzt Freundschaft höher ein als alles andere. Sicher hat das damit zu tun, dass er einen so großen Teil seines Lebens im Flugzeug, in der Einsamkeit von Hotelsuiten und in der oberflächlichen Geselligkeit von Empfängen verbringt. Er weiß, wie wichtig es ist, Menschen zu haben, die einem nahestehen, einen ohne große Worte verstehen und mit einem harmonieren. Nicht viele können sich seiner Freundschaft rühmen, aber die wenigen Mitglieder dieses kleinen Kreises haben ihn nie enttäuscht. Wenn es nötig war, um die halbe Welt zu reisen, um ihn in Seattle im Krankenhaus zu umarmen, haben sie das getan, und wenn er das Bedürfnis hatte, sie bei einer Aufführung am anderen Ende der Welt in seiner Nähe zu wissen, sind sie auch dorthin gereist. Diese Freunde sehen in ihm einen weit überdurchschnittlich intelligenten, gefühlsbetonten und intuitiven Menschen, der in sich gekehrt und bis zur Schüchternheit zurückhaltend ist. Man könnte sagen, dass es für ihn lebenswichtig ist, sich mit einem Schutzpanzer zu umgeben, denn immerhin ist er während des weitaus größten Teils von Unbekannten umgeben. Zwar rühmen, bewundern und verehren sie ihn, sind ihm aber fern. Auch weiß er nie, ob ein Lob ernst gemeint ist oder derjenige, der es ausspricht, sich etwas von ihm erhofft. Doch das hindert ihn nicht, sich anderen gegenüber liebevoll, aufmerksam und entgegenkommend zu verhalten.

Zu seinen Stärken gehört die Fähigkeit, seine Angst zu beherrschen,



José Carreras, Marius Carol

Aus vollem Herzen

Über das Geschenk des Lebens und die Kraft der Musik

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-88680-979-0

Siedler

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Die Höhen und Tiefen eines großen Sängerlebens

Der international gefeierte Sänger José Carreras erzählt von den großen Erlebnissen und Dramen seines bewegten Lebens, von seinem Aufstieg zum Opernstar und davon, wie wichtig die Musik für ihn war bei seinem Kampf gegen den Krebs. Ein tiefgründiges und außergewöhnliches Zeugnis über die Freude am Leben und den Zauber der Musik – von einem der bedeutendsten Künstler unserer Zeit.

José Carreras stand auf allen großen Bühnen der Welt, von Tokio bis Wien, von New York bis München. 1958 trat er als Elfjähriger erstmals auf, im Sturm eroberte er später alle großen Opernhäuser. In seinem Buch gibt er nicht nur Einblicke in sein Leben als umjubelter Tenor, sondern auch in die stillen Anfänge seiner außergewöhnlichen Karriere. Dabei begegnen uns die größten Musiker seiner Zeit, Persönlichkeiten wie Leonard Bernstein, Luciano Pavarotti oder Montserrat Caballé, die ihn auf seinem Weg begleitet haben.

Mit anrührender Offenheit spricht er über seinen Kampf gegen den Krebs und das Engagement für seine Stiftung. Unterhaltsam berichtet er von seiner großen Leidenschaft für den FC Barcelona – und äußert sich buchstäblich über Gott und die Welt. Eine außergewöhnliche Hommage an das Leben und die Musik, ein Buch voller Klugheit, Herzenswärme und künstlerischer Tiefe.